

Zeitschrift: Jahrbuch Oberraargau : Menschen, Orte, Geschichten im Berner Mittelland
Herausgeber: Jahrbuch Oberraargau
Band: 2 (1959)

Artikel: Otto Tschumi
Autor: Rennefahrt, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1072159>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

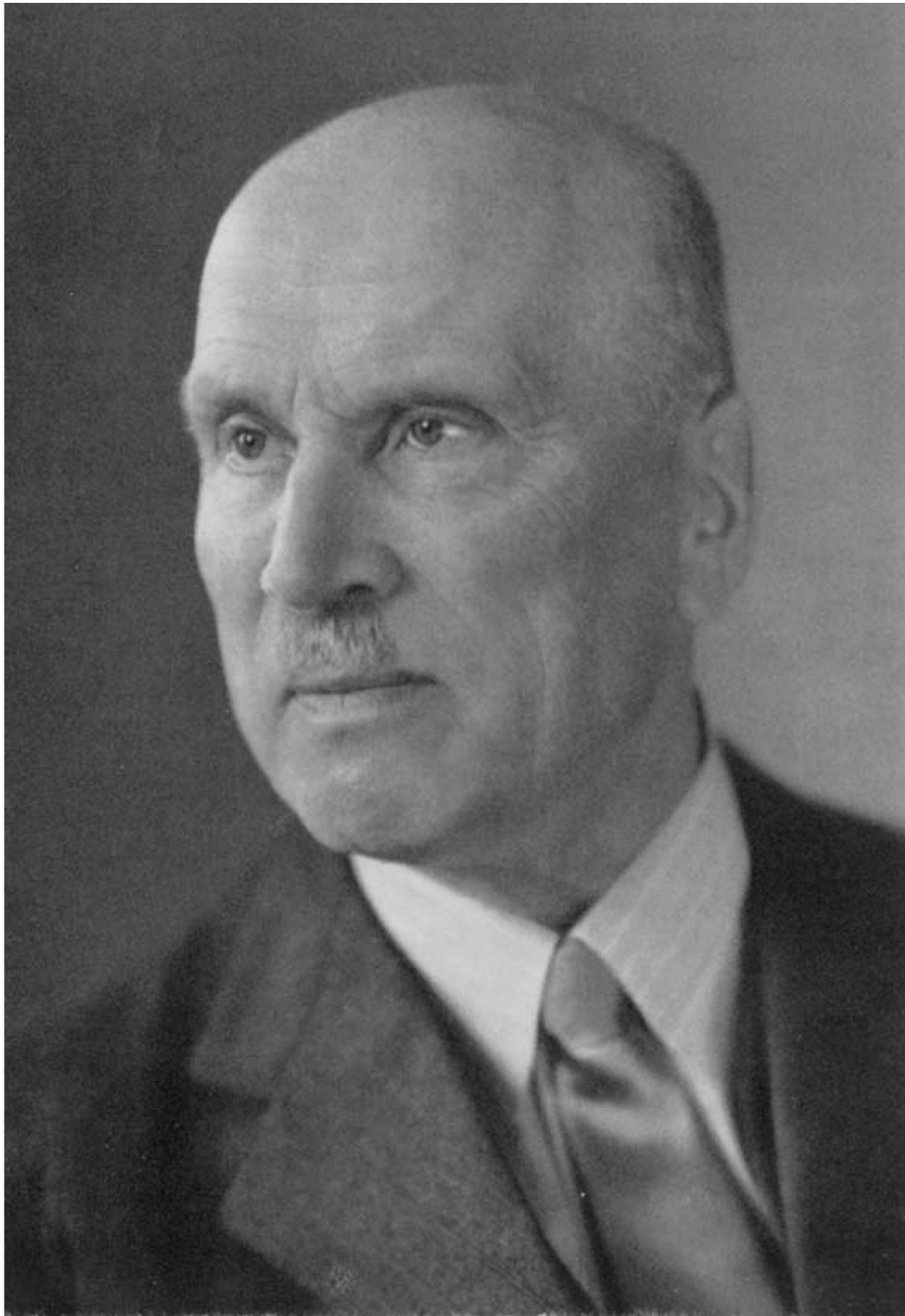
OTTO TSCHUMI

Der nun im 81. Lebensjahr stehende Professor Dr. Otto Tschumi hat es als Mensch und als Gelehrter verdient, dass ihm das Jahrbuch des Oberaargaus einige Seiten widmet. Sein Vater, aus einer Kleinbauernfamilie stammend, wurde im Jahr 1844 in Wolfisberg, seinem Heimatort, geboren und wuchs dort auf, bis er das Staatsseminar Hofwil besuchen konnte. Nach kurzer Lehrtätigkeit in Bannwil kam er nach Koppigen, wo er Lehrer an der Oberschule war. Dort verheiratete er sich 1870 mit Karoline Kanziger. Otto war das zweitjüngste von fünf Kindern. Otto verbrachte seine frühe Jugend in Koppigen, am Heimatort seiner Mutter. Dort wohnte im Stöcklein des Kanzigerhofes seine Grossmutter, Karoline Kanziger-Wyss, nachdem ihr Sohn Gottfried, der Onkel Ottos, den Hof übernommen hatte. Zwischen der Lehrersfamilie Tschumi und der Grossmutter und Gottfried Kanziger herrschte das herzlichste Einvernehmen. Gottfried Kanziger war ein dienst-eifriger Trainsoldat, errang als solcher eine ganze Anzahl Ehrenmeldungen, musste aber sein junges Leben durch Unfall im Militärdienst verlieren. Die greise Grossmutter übergab den Hof einem Lehenmann, unter Vorbehalt von Garten, Pflanzland und Obstbäumen. Wie sehr Otto ihr zugetan war, zeigt eine seiner frühesten Kindheitserinnerungen; er erzählt darüber: «An einem meiner ersten Schultage zu Koppigen erblickte ich während des Unterrichts durch das Fenster meine Grossmutter in ihrer ‚Hostet‘, wo sie Anweisungen gab zum Erstellen der Wäschehenke. Aus Freude, sie so unerwartet zu sehen, stieg ich flugs auf die Schulbank und rief mit lauter, fröhlicher Stimme ‚Grossmutter‘; aber ich erntete geringen Erfolg: die Grossmutter hörte mich der Entfernung wegen nicht, und die mir sonst liebe Lehrerin, Fräulein Tüscher, wies mich barsch zurecht, so dass ich mich verschüchtert in die Tiefe der Bank verzog und mich dort mäuschenstill hielt.»

Auch nachdem 1885 sein Vater Lehrer an der Länggassschule in Bern geworden und mit der Familie dorthin übergesiedelt war, lockerten sich die Beziehungen zur Grossmutter in Koppigen nicht. Als 1888 seine Mutter ihren fünf Kindern durch den Tod entrissen wurde, nahm sich allerdings seine älteste Schwester Emma, die damals das Seminar besuchte, trotz ihrer

nur 17 Jahre der Haushaltung und der jüngeren Geschwister in vorbildlicher Weise an, und die Güte und erzieherische Tüchtigkeit des Vaters half, den Verlust der Mutter soweit möglich auszugleichen. Aber die Schulferien bei der Grossmutter zu Koppigen waren doch die glücklichsten Zeiten für Otto. Dort stärkte die schlichte Weisheit der Grossmutter seinen Sinn für das Einfache und Bodenständige; bei ihr lernte er die Freuden und Nöte des Landwirts kennen; sie lebte ihm die Hilfsbereitschaft nicht nur gegenüber den nächsten Angehörigen vor, sondern auch gegenüber allen Mitmenschen: ihr Fuhrwerk brachte alljährlich Obst, Kartoffeln und Wintergemüse in die mutterlose Haushaltung nach Bern; im Herbst war es ein kräftigender Genuss für Otto, bei der Obsternte zu helfen und Körbe voll armen Leuten bringen zu dürfen. So war es ihm, der ein Stadtjunge geworden war, vergönnt, die engen Beziehungen zum Land beizubehalten, deren Belebung heutzutage wieder erstrebt wird; das Erziehungsmittel «Landdienst» gereichte ihm zu menschlichem Gewinn. In Bern hatte er das Glück, als Länggässler in dem Knabenkorps «Flibustia» des Obersten Schumacher mitmachen zu können, wo Mut und Abenteuerlust der Knaben in geregelte, zur Kameradschaft und zur körperlichen Ertüchtigung führende Bahnen geleitet wurden. Der Unterricht, der ihm am Gymnasium von dem geistsprühenden Deutschlehrer Otto von Greyerz und dem durch seinen packenden Vortrag ausgezeichneten Gustav Tobler zu Teil wurde, mag ihn bewogen haben, an der Hochschule Sprachen und Geschichte zu studieren. Er schloss sich den Studententurnern (heute Turnerschaft Rhenania) an, deren Wahlspruch «mens sana in corpore sano» (Gesunder Geist in gesundem Leib) seinen Neigungen entsprach; dort zählte zu seinen Freunden u.a. der nachmalige geschätzte Langenthaler Arzt Rudolf Garraux. Im Jahr 1901 erwarb er das Gymnasiallehrerpatent für Deutsch, Englisch und Geschichte und doktorierte mit der Dissertation über «Die Mission des helvetischen Gesandten Bernard G. J. von Diesbach in Wien, 1802».

Ein zweiter, für seine Ausbildung wichtiger Lebensabschnitt begann, als er im Herbst 1901 durch Vermittlung von Prof. F. Haag Erzieher der beiden Söhne des Grafen Dimitry Tolstoj wurde; dieser war der letzte Zeremonienmeister des Zaren Nikolaus II. und Leiter des berühmten Petersburger Museums Ermitage, besass ausgedehnte Güter in Mittel-Russland und hatte Anwartschaft auf die Güter des Schwiegervaters, des damaligen Generalgouverneurs über Polen, Tschertkow, die sich in der Ukraine befanden. Otto Tschumi schreibt, er habe diese Stelle angenommen, um im Ausland



Otto Tschum

den nötigen Abstand von der Heimat zu gewinnen und seinen geistigen Horizont zu weiten; den Grafen Dimitry Tolstoj beschreibt er als einen «sympathischen lebhaften Herrn im Beginn der vierziger Jahre, mit fast südländischem Typus, als begeisterten Berggänger, der fast alle Viertausender unserer Alpen mit seinem treuen zuverlässigen Führer Josef Waser aus Engelberg bestiegen hatte. Er gehörte zu den fortschrittlich gesinnten Adeligen, die in den Augen der russischen Reaktionäre als Revolutionäre gewertet wurden. Er lebte in glücklichster Ehe mit Gräfin Helene geb. Tschertkow, die sich mit Liebe und Ernst um die Erziehung ihrer drei Kinder, der Söhne Iwan und Andrej, und der Tochter Irene bemühte. Ich fühlte mich in diesem Familienkreise bald heimisch und wuchs im Verlauf der folgenden Jahre völlig in denselben hinein. Heute noch verbinden mich mit ihm enge Freundschaftsbande, die alle Stürme der Zeiten, Revolutionen wie Weltkriege, überdauert haben. Ich habe in diesem vornehmen und geistig hochstehenden Kreise noch eine letzte Erziehung genossen, der ich als frühe Mutterwaise besonders bedurfte; zeitlebens werde ich tief in der Schuld dieser russischen Freunde bleiben.»

Tatsächlich gewann Otto Tschumi durch seine Pflichttreue das rückhaltlose Vertrauen des Grafen, und durch das Verständnis und die Anteilnahme, mit der er sich in die Sinnesart seiner gutgearteten Zöglinge einlebte, deren Liebe. Der Graf äusserte sich oft zu ihm über die gesellschaftlichen und politischen Ereignisse, die Russland seit 1903, den Tagen der 200-Jahr-Feier der Gründung Petersburgs, immer bedenklicher erschütterten. So gewann Tschumi, der die ihm fremde Umgebung mit jugendlich offenen Augen betrachtete, ein zuverlässiges Urteil über die tieferen Gründe der gefährdenden Zustände und der wachsenden Unruhe im Zarenreich. In zahlreichen Berichten an den «Bund» und die «Neue Zürcher Zeitung» vermittelte er den schweizerischen Lesern ein ungeschminktes Bild der Lage der russischen Gesellschaft, namentlich auch des Landvolks, das durch das sogenannte «Kommunalsystem» (trotz Aufhebung der Leibeigenschaft) noch grundsätzlich an die Scholle gebunden war, jedoch seinen Zuwachs an die Industriearbeiterschaft der Städte abgab. Diese Arbeiterschaft und die studierende Jugend lehnten sich unter dem Einfluss sozialistischer Ideen mit zunehmender Heftigkeit gegen das Beamtentum und die absolutistischen Staatseinrichtungen auf. Durchgeht man die Sammlung der Zeitungsberichte Tschumis aus den Jahren 1901–1906, so überrascht einen, wie unverhehlt er darin seine schweizerisch-demokratische Einstellung zu den Arbeiter- und

Studentenkrawallen, zu der korrupten Beamtenschaft und zu den Vorgängen in der hohen russischen Politik äusserte, ohne Furcht vor der Polizei, der er schlimme Erpressungen in vielen Fällen vorwarf. Wahrscheinlich schützte ihn der Name und die hohe Stellung des Grafen Tolstoj vor Zensur und Polizeiaufsicht. Mit der dem Historiker geziemenden Wahrheitsliebe berichtete er den Schweizer Lesern über das Reformmanifest des Zaren, wodurch die Glaubensfreiheit einigermaßen hergestellt werden sollte (1903), über die gegen Finnland angewandte Russifizierungspolitik, die viele Finnen zwang, auszuwandern, über die Judenverfolgungen zu Kischinew, die Arbeiterunruhen in Baku und Odessa, und besonders eingehend über die bewegte Zeit des russisch-japanischen Krieges (1904/05). Seine Schilderung des Schweizerabends, der im März 1904 in Petersburg zu Ehren der vom Bundesrat nach dem Kriegsschauplatz entsandten Offiziere Oberst Audéoud und Hauptmann Bardet stattfand, war ein Idyll auf düsterem Hintergrund. Aus wachem Miterleben erzählte Tschumi, wie der Überfall der Japaner auf die vor Port-Arthur liegenden russischen Kriegsschiffe das nationale Empfinden auch bisher revolutionär gesinnter Russen entflammte, wie aber die grosse Masse des Volkes, auch der Soldaten, teilnahmslos in Stumpfheit verharrte, wie dann auch die anfängliche Opferbereitschaft der Gebildeten und Besitzenden durch die Unterschleife gewissenloser Beamter erstickt wurde. Zu lügenhaften propagandistischen Kriegsbildern, die den Nationalstolz aufpeitschen sollten, bemerkte Tschumi, sie bewiesen schlagend, mit welcher Geringschätzung des Gegners Russland den Kampf gegen Japan aufgenommen habe; «die darin zu Tage tretende chauvinistische Tendenz, aus Schlappen und Niederlagen Erfolge und Siege zu dreheln, nimmt sich angesichts der wirklichen Lage der Dinge wie bittere Ironie aus.» Nach schweren Niederlagen im Felde und dem Verlust des zähe verteidigten Port-Arthur verflog die russische Kriegsbegeisterung; im Innern ertönte von der einen Seite der Ruf nach Umwälzung immer lauter; die Beamtenschaft auf der andern Seite fürchtete sie und suchte sie zu hemmen. Der Innenminister Swiatopolsk-Mirski begünstigte den Wunsch der Jugend nach einer Verfassung, aber sein lauterer Bemühen um eine solche wurde durch die Extremisten geschädigt, so dass die finstere Reaktion (Pobjedonoszew) die Oberhand zu gewinnen schien. Der Zar selbst, dessen schwankende Haltung Tschumi beschrieb, war unfähig, eigene Entschlüsse zu fassen. Das Verlangen nach einem Reichsparlament wurde nicht gelöscht durch die Blutbäder, welche Polizei und Militär unter demonstrierenden Arbeitern und Studenten anrichteten. Tschumi

schrieb damals: «In Zarskoje Selo aber mag dem Kaiser allmählich die Erkenntnis aufdämmern, dass die Politik seiner Ratgeber in Schrecken und Blut aufgehen wird», befürchtete aber mit Grund (18. Februar 1905): «nach bewährtem Rezept beschwichtigt man das unzufriedene Volk mit einem Reformprojekt, das alle Hintertüren zum alten Schlendrian eröffnet».

Im Jahr 1906 geriet Tschumi zusammen mit dem Grafen Tolstoj während einer wilden Schiesserei zwischen Aufständischen und Polizei in unmittelbare Lebensgefahr. Der offenkundige Ernst der Lage und die dringenden Warnungen Tschumis, der den drohenden Umsturz voraussah, führten zu einer gründlichen Änderung des Erziehungsplanes seiner beiden Zöglinge: sie kamen mit ihm nach Bern, um hier das Gymnasium zu besuchen. Tschumi führte zusammen mit ihnen Haushalt; der Graf vertraute sie seiner Obhut an. Ebenfalls nach dem Rate Tschumis überwies der Graf eine beträchtliche Geldsumme auf eine bernische Bank; Tschumi verwaltete diesen «Notpfennig». Das aussergewöhnliche Vertrauen, das die Familie Tolstoj dem Erzieher der Söhne bewies, lohnte sich: die Bolschewistenherrschaft beraubte sie 1917 ihres gesamten Vermögens in Russland; die praktische Ausbildung der Söhne und das nach Bern geflüchtete Geld ermöglichten der Familie ein anständiges Auskommen.

Die Hauslehrerzeit in der Familie Tolstoj vertiefte vornehmlich das Verständnis Tschumis für fremde Lebens- und Kulturverhältnisse, ein Verständnis, das ihm später bei seinen urgeschichtlichen Studien zu statten kam. Er hatte aber auch sonst Gelegenheit, sich weitere Kenntnisse zu erwerben: in Russland gab er einem Lehrer in Tausch Deutsch- für Russisch-Unterricht; er eignete sich die für einen Westeuropäer schwierige Sprache so weit an, dass er sich ihrer mündlich und schriftlich zu bedienen lernte. Ausserdem benutzte er zwei Ferienurlaube zu Aufenthalten in England und frischte dort seine Englisch-Kenntnisse auf.

Nach Bern zurückgekehrt, unterrichtete er seit 1907 Deutsch und Geschichte am städtischen Gymnasium. Seit 1911 war er im Nebenamt Konservator der ur- und frühgeschichtlichen Abteilung des bernischen historischen Museums. Die «Wissenschaft des Spatens» fesselte ihn immer stärker. Nach einer Reihe von Publikationen aus ihrem Gebiet habilitierte er sich als Privatdozent für dieses an der Berner Hochschule neue Fach (1917); 1924 wurde er zum a. o. Professor für mittelalterliche und Frühgeschichte ernannt, und, nach dem Tode Professor R. Zellers (1940), zum Vizedirektor des Historischen Museums Bern.

Inzwischen hatte er einen eigenen Hausstand gegründet mit Fräulein Jeannette Angeline Lony, einer in Amerika geborenen Bündnerin, die in Bern das Lehrerinnenpatent erworben hatte und nachher während längerer Zeit Erzieherin in Italien, Griechenland und Paris gewesen war. Seine Ehe wurde 1916 durch die Geburt eines Sohnes, Eduard Gottfried, beglückt; es war wohl der herbste Schicksalsschlag, der die Eltern getroffen hat, dass der wohlgeratene Sohn nach Vollendung des Medizinstudiums infolge einer im Militärdienst ausgebrochenen Erkrankung und nach langem Siechtum starb. Abgesehen von diesem nie ganz verwundenen Schmerz war Tschumis Ehestand gesegnet durch den lebhaften Anteil, den seine Frau an seinen urgeschichtlichen Studien und Arbeiten nahm und durch die vielfache Hilfe, die sie ihm bei der äusseren Gestaltung seiner Publikationen leistete.

Tschumis Forschungsmethode erwies sich als besonders fruchtbar dadurch, dass er es verstand, Angehörige anderer Wissenszweige zur Mitarbeit heranzuziehen: der Geologe, der Botaniker, der Chemiker halfen ihm, Licht in die Rätsel der Ur- und Frühgeschichte zu bringen. Als Beispiele für die vorbildliche Zusammenarbeit des Historikers mit dem Botaniker (Professor Dr. W. Rytz) seien beispielsweise erwähnt die Untersuchung der Frage, ob «die Pfahlbauten Trocken- oder Wassersiedelungen gewesen» seien (1928), und die Aufsätze über die «Burgruine von Oberwangen bei Bern» (1936), und über die «ur- und frühgeschichtlichen Funde von Port im Amt Nidau» (1940), an welchem letzterem Aufsatz Dr. Ed. Gerber als Geologe mitwirkte. Otto Tschumi hielt sich frei von erklügelten Hypothesen. Alle seine Schriften zeichnen sich aus durch natürliche Gedankengänge und einfache Sprache. Seine auch im persönlichen Verkehr ungekünstelte Art trug sicherlich dazu bei, die von ihm zu Ausgrabungen beschäftigten Hilfskräfte, vom Lehrer bis zum einfachsten Arbeiter, mit glühender Entdeckerfreude zu beseelen. Beiläufig sei gesagt, dass mehr als eine dieser Hilfskräfte auch seiner menschlichen Anteilnahme teilhaftig wurde. Die wichtigsten seiner Ausgrabungen, die Funde aus der Alt-Steinzeit bis ins Mittelalter zu Tage förderten, waren: in erster Linie die keltisch-römische Stadt auf der Engehalbinsel, die von 1919–1939 jedes Jahr stückweise ausgegraben wurde; das dort gefundene römische Bad wurde dem Publikum zugänglich gemacht; Tschumi darf als der Ausgräber von Alt-Bern bezeichnet werden. In Bümpliz wurde ein Gräberfeld von etwa 300 Gräbern der Völkerwanderungszeit festgestellt, bei Moosseedorf am Moosbühl Funde aus der Mittel-Steinzeit, zu Allmendingen bei Thun solche aus römischer Zeit; weiter sind zu erwähnen das Latène-

Gräberfeld von Münsingen, der neolithische Pfahlbau Thun, die alt-steinzeitlichen Höhlen bei Oberwil im Simmental (in Gemeinschaftsarbeit mit A. und D. Andrist, W. Flükiger und E. Gerber), die mittelalterliche Burg-ruine zu Oberwangen bei Bern, die bronzezeitliche Höhengiedelungs-Festung «Bürg» bei Faulensee, der Tempelbezirk von Petinesca bei Biel, die mittelalterliche Burgruine Schwandiburg bei Deisswil, die ur- und frühgeschichtlichen Funde bei Port-Nidau, das Latène-Gräberfeld von Deisswil, die Pfahlbauten am Burgäschisee usw. Über alle diese Ausgrabungen verfasste Tschumi Fundberichte, die in den jährlichen Mitteilungen des historischen Museums Bern veröffentlicht wurden. Während der Ausgrabungen am Burgäschisee, die in den letzten Jahren des zweiten Weltkrieges stattfanden, gelang es dem älteren Enkel des Grafen Tolstoj, Iwan, aus dem von den Deutschen besetzten Frankreich in die Schweiz zu fliehen; er wurde interniert, berief sich aber auf den einstigen Lehrer seines Vaters, Tschumi, dem es denn auch gelang, ihn aus dem Interniertenlager herauszuholen und zu Burgäschli neben italienischen Internierten zu beschäftigen.

Während der Jahre zwischen den zwei Weltkriegen hatte Otto Tschumi seinen Blickkreis auf zahlreichen Studienfahrten erweitert; sie führten ihn – auf seine eigenen Kosten – u.a. nach Griechenland, England, Südfrankreich, Italien, Deutschland, Skandinavien, in den Balkan, durchwegs dorthin, wo er für die Urgeschichte weitere Aufschlüsse holen konnte. Seine Publikationen trugen ihm im In- und Ausland den Dank und die Anerkennung seiner Fachgenossen ein; dies zeigte sich auch darin, dass er zum Ehrenmitglied einer Reihe schweizerischer und ausländischer gelehrter Gesellschaften ernannt wurde, und in der ihm zum 70. Geburtstage gewidmeten, aus wertvollen Beiträgen in- und ausländischer Urgeschichtsforscher bestehenden Festschrift, der ein Verzeichnis seiner eigenen Schriften beigegeben ist.

Von den zusammenfassenden Werken Tschumis wird seine engere Heimat in erster Linie interessieren seine «Vor- und Frühgeschichte des Obergeraargaus», erschienen in den Neujahrsblättern der Literarischen Gesellschaft Bern (1924). Hier seien weiter erwähnt seine «Urgeschichte der Schweiz» (1926), seine in den Heimatbüchern des Simmentals (1937), des Amtes Frutigen (1938) und des Amtes Thun (1943) enthaltenen ur- und frühgeschichtlichen Studien, sein Buch «Burgunder, Alamannen und Langobarden in der Schweiz» (1945) und seine «Urgeschichte des Kantons Bern» (1953), die einen trefflichen Überblick gibt über die frühere bernische Altertumsforschung, über die Epochen, in welche die Urgeschichtszeiten eingeteilt wer-

den, anschauliche Fundkarten, 120 Abbildungen von Funden und eine «Fundstatistik» enthält, welche, nach Orten alphabetisch geordnet, wohl alle bis damals bekannten urgeschichtlichen Spuren im «alten» Kanton Bern aufführt, nebst Angabe der darauf bezüglichen Schriften. Damit hat Tschumi ein Werk geschaffen, das als Nachschlagewerk die Arbeit der künftigen vaterländischen Altertumsforschung erleichtert.

So darf Otto Tschumi mit Genugtuung auf sein Lebenswerk zurückblicken.

Hermann Rennefahrt